

Sparen im Überfluss

Autor(en): **Weiss, Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Kultur und Politik : Zeitschrift für ökologische, soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge**

Band (Jahr): **78 (2023)**

Heft 1

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1044272>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Sparen im Überfluss

Jakob Weiss. Ist Ihnen schon einmal aufgefallen, falls Sie ein älterer Mensch sind, dass das Wort «sparen» heute eine andere Tätigkeit umschreibt als noch vor, sagen wir 60 Jahren?

Wenn ich heute nach dem Einkauf bei Coop meinen Kassenzettel anschau, steht dort mein Einkaufstotal: CHF 22.65. Weiter unten die Zeilen: Sie sparen 13.10, sowie die Anzahl gekaufter Artikel (7). Magisch irgendwie. Sollte ich womöglich nochmals in den Laden zurück, um eine nächste Sparrunde für mehr als dreizehn Franken zu drehen? Was ich gemacht habe: ein um 25% verbilligtes Stück Käse gekauft (Ablaufdatum) sowie beim Pasta-Angebot und beim Katzenfutter statt einer Packung je zwei genommen, weil ab der doppelten Menge beide Produkte für nur 50% des üblichen Preises zu haben waren. Für Milch und Sellerie zahlte ich den «normalen» Preis. Habe ich mit diesem Einkauf gespart? Nein, ich habe weniger Geld ausgegeben, als ich für die gleichen Artikel mit regulären Preisen hätte hinlegen müssen.



Ganz krass: mehr gespart als ausgegeben!

«**Sie sparen 300 Franken!**» steht auf der Schaufensterscheibe im Möbelgeschäft nebenan. Tatsache ist, dass die Matratze angeblich 1499.- kostet, einen Monat lang aber für 1199.- verkauft wird. Worin besteht das Sparen? Ich spare nichts, wenn ich die Matratze

kaufen würde, ich müsste über 1'000 Franken ausgeben! Ähnlich habe ich zuvor beim Kauf der Tagliatelle nichts gespart, sondern die doppelte Menge billiger bekommen. Zu Hause angelangt liegt der Prospekt von Bauhaus in der Post: «Jetzt mit unseren Vorteilswochen richtig Geld sparen!», wird mir versprochen. Zum Beispiel mit dem «Nimm 6 – zahl 5 Pack» für Fliesen meiner neuen Landhausdiele. Oder indem ich den «WC-Sitz Rom» gratis bekomme, wenn ich das dazugehörige Tiefspül-Wand-WC kaufe.

Das gleiche Sparverständnis steht auch hinter den Angeboten bei den beliebten «Sales» (z.B. für Modeartikel), «Aktionen» bei Nahrungsmitteln (z.B. für abgepacktes Fleisch), «Rabatten» (z.B. für Ferienreisen in die Türkei) oder neuerdings am Black Friday (*for no future*): Alle diese Umsatzförderprogramme zielen nicht auf das Sparen, sie sind vielmehr der öffentlich zelebrierte Porno der Konsumwelt, längst zum selbstverständlichen Alltag geworden. Das explizite Angebot lockt die Kaufwilligen mit einer Versprechung, die es nicht erfüllen kann. Statt Befriedigung resultiert Repetition. **Zu viel der Repetition nennt man: Sucht.**

Nicht mehr beliebt: sparen, indem man etwas nicht ausgibt

Das früher gängige Verständnis von Sparen fühlte sich so an: Im Januar trug ich jeweils mein ovales Sparkässeli (mit den blitzenden Zähnen im Schlitz) auf die Filiale der Volksbank, dort nahm ein Mann mit einem Schlüssel das Ersparte – einige Fünfliber oder auch ein Zehnerntöli darunter – heraus, trug die Summe ins Büchlein ein und rechnete gleich den Zins und Zinseszins für das vergangene Jahr mit säuberlicher Handschrift ab. Ich hatte unter dem Jahr mir erworbenes oder geschenktes Geld *nicht* ausgegeben, um in Zukunft einmal über ein vermehrtes Guthaben zu verfügen. Neben dem kindlichen Traum vom Reichwerden war Sparen eine Grundhaltung im täglichen Leben, über die kaum gesprochen wurde. Sie war Konsens. Geld ausgegeben für Dinge, die über das Nötige im Alltag hinausgingen – also Ferien machen, Freizeitartikel besitzen, Restaurantbesuche, raffinierte Haushaltgeräte: das war der gelebte Luxus. Als Ausnahme leistete man sich diesen selbst im protestantischen Umfeld.



Das normale Alltagssparen hingegen bedeutete: kein Geld ausgeben. Etwas nicht bekommen. Wir gehen dieses Frühjahr nicht in die Ferien, sagten die Eltern. Du bekommst neue Schuhe auf deinen Geburtstag (in fünf Monaten). Du nimmst den Schultheke des älteren Bruders, er ist noch gut in Stand. Beim Frühstück am Sonntag wurde das 100g-Ankenmödeli (Butterstück) unter die sechs Familienmitglieder und den Gast aufgeteilt. Ein zweites gab es nicht. Der Veloschlauch wurde unzählige Male geflickt, eine Pumpe war unverzichtbares Zubehör. So konnte ich mir im Sommer manchmal das Geld für das Monatsabonnement der SBB-Strecke ersparen, die 5 km der knapp 8 km Schulweg ausmachte. Bis ein Sturz auf den Tramschienen Zürichs, bei dem ich beinahe in den Verkehrspolizisten schlitterte, dieses Vorhaben wieder unvorteilhaft erscheinen liess. Ich skizziere hier nicht ärmliche Verhältnisse, uns ging es gut. Wir löschten trotzdem immer das Licht, wenn sich niemand im Raum befand. Manchmal durfte ich bei Nachbarn TV gucken. Aber nie habe ich mir ein solches Gerät in die eigene Stube gewünscht, es gehörte nicht zu unserer Ausstattung und passte nicht zu den familiären Gewohnheiten. Dass nicht alle alles hatten, war so sichtbar wie normal. Man half sich jedoch gegenseitig aus, wenn die Eier ausgegangen waren und man unbedingt noch eines für den Sonntagskuchen brauchte.

Kaufen als Hobby: Heute ist Geld ausgegeben die möglicherweise beliebteste Alltagsbeschäftigung überhaupt. Nicht das Sparen



macht glücklich, sondern das Kaufen. Je billiger die käuflichen Dinge sind, umso mehr bekommt man davon. Das lässt träumen und tut angeblich auch der Wirtschaft gut. Je «einfacher» zudem das Zahlen wird, umso spontaner kann ich Ausgaben zu jeder Tages- oder Nachtzeit tätigen. Die grossen Preis- und Qualitätsunterschiede – zwei Massstäbe, die nicht immer parallel zueinander verlaufen – **dienen der gewünschten Distinktion und gesellschaftlichen Schichtung** der Konsumierenden.

«Life Waste» ist keine Rettungsweste

Man mag die Bedeutungsveränderung eines Wortes im Laufe der Zeit für unumgänglich und deshalb auch unbedeutend halten. Doch mit dem heute gängigen «Sparverhalten» ist eines der grössten gesellschaftlichen Probleme eng verknüpft: Abfall. Man nennt das Phänomen unter anderem auch Food Waste, Ressourcenverschleiss, Klimaerwärmung. Alle diese Formen der Umweltbelastung haben damit zu tun, dass **wir Verzichtshandlungen als Makel verstehen**. Wohlergehen herrscht, wenn wir befreit unseren Wünschen nachgehen können. Wir halten es für ein Naturrecht – wie das Atmen guter Luft – gegen Geld alle möglichen Dinge kaufen zu können. Denn dies führt schliesslich zu Glück und Zufriedenheit. Fortschritt verstanden als die Erfüllung meiner Wünsche zum Zweck der Überwindung einer mangelhaften Vergangenheit.

Abfall als Leitmotiv: Der Begriff «Überflussgesellschaft» hatte vor Jahrzehnten

Konjunktur und wurde seither von anderen gesellschaftlichen Selbstzuschreibungen abgelöst. Heute richtet sich der Blick auf den Verzehr der Welt, auf die «Ressourcen». Die laufende Zumüllung der Erdoberfläche wurde scheinbar entschärft durch das technische Prinzip der Rezyklierung und alte Deponien werden sogar aufwändig «saniert» (allerdings tauchen auch stets neue auf). Doch im Grunde ist die ganze CO₂- und **Klima-Problematik nichts anderes als Abfallbewältigung**: Zu viele Güter auf dem Weg von der Rohstoffausbeutung bis zur Altstoffsammelstelle und zu viele Schäden infolge unserer Mobilität und unserer Platzbedürfnisse können nicht mehr «entsorgt» werden.

Sport, Speck – Suffizienz

Sparen, im alten Sinn, ist mit unangenehmen Vorstellungen, mit Armut verbunden. Deshalb kommen auch keine herzhaften Vorschläge für die Reduktion des Energieverbrauchs zur Sprache. Statt mutlos etwas weniger Zeit unter der Dusche zu empfehlen – warum bitte, als Beispiel nur, muss hierzulande im Sommer Eishockey gespielt werden? Man empört sich über Fussballspiele im Wüstenstaat und schliesst im eigenen Land die Augen. Die Parallelwelt des ganzen aufgeblähten Sportbetriebs ist in weiten Bereichen äusserst energieverschleissend, bleibt aber eine zu wichtige Geldmaschine, als dass ihr jemand Sand ins Getriebe streuen möchte. Schneekanonen gelten für Wintersportorte als überlebenswichtig. Ein Verbot für geheizte Schwimmbaden

im privaten Untergeschoss würde die Freiheit tangieren. Internetmilliardäre – ob kryptomässig tätig oder E-Erlösung versprechend –, auch sie kann man nicht an der Verwirklichung ihrer Fantasien hindern.

Wo nur mit Abspecken beginnen? **Zuerst sich bewusst werden, dass alles Energie ist**, nicht nur Erdöl und Strom. Also z.B. die Eventindustrie auf die Hälfte herunterfahren und einzelne Veranstaltungen (zwischen Kindergeburtstagen und Mega-Partys) einfach mal weglassen – das wäre, ohne Schädigung des kulturellen Erbes, eine grosse Erleichterung mit beachtlichem Energiespareffekt. Dann: 50 % weniger Kochbücher, 50 % weniger Laubbläser, 50 % weniger Crevettencocktails, 50 % weniger Weihnachtsramsche, 50 % weniger Duschgels, 50 % weniger schwarze Sonnenbrillen, 50 % weniger Fitnessstudios, das alles tut nicht weh, und die 50 %-Liste ist individuell sehr verlängerbar. Auch 25 % sind schon gut. Dieses kleine Umdenken im privaten Bereich brächte die Energiewende rasch auf eine zukunftsversprechende Spur. Weil auch die dadurch ermöglichten Einsparungen in öffentlichen Bereichen (z.B. im Verkehr oder Sport) kaum fürchterliche «Kollateralschäden» zur Folge hätten, wie sie von Verfechtern des zwanghaften Wirtschaftswachstums beschworen werden. Echte Spar-Massnahmen brächten eher **kollaterale Verbesserungen noch unbekannter Art** mit sich, weil sie positiv erlebbar sind. Während die übermächtige und abstrakte Bedrohung «Klimakatastrophe» zu Resignation verleitet. Eine Voraussetzung braucht es allerdings noch: dass wir das beliebte Wort «Innovation» neu definieren – als Vereinfachung der Verhältnisse und nicht als deren Komplizierung. Kurz und beispielhaft: weniger CO₂-Ausstoss statt Ablasshandel mit Zertifikaten; kein subventionierter Umstieg auf E-Autos inklusiv entsprechender Installationen, sondern weniger Autoverkehr.

Die Politik scheut sich, den Begriff der Suffizienz ernst zu nehmen. Sie möchte lieber wieder lang duschen und Flugferien mit gutem Gewissen machen. Deshalb wäre es eine gute Sache, sich ganz privat mit dem alten Sparen neu anzufreunden. Wer mit dem Boden und der Natur arbeitet, weiss das eigentlich schon. ●